

Sätze: Die Welt ist kompliziert, alles ist mit allem verbunden, der Mensch erträgt nur ein begrenztes Maß an Kompliziertheit. Die Suggestion absoluter Originalität wird verstärkt durch die Schaffung einer Theoriesprache, die nur den „Eingeweihten“ zugänglich ist.

Und diese Esoterik des Begriffsspiels scheint mir der zweite Grund für die öffentliche Aufmerksamkeit Luhmann gegenüber zu sein. Dabei wird jedoch die Vertrautheit mit dem Begriffsspiel verwechselt mit der Vertrautheit mit der Gesellschaft, der Welt. Ähnlich wie früher bei Heidegger, und danach bei Adorno, wird die Virtuosität der Jargonbeherrschung, das „Luhmannisch“-Reden, zum Erkennungszeichen des „Dazu-Gehörens“. Je dunkler und unverständlicher, desto meisterhafter.

Die Begriffsspiele selbst bestehen aus dem Weiterspinnen der vielfältigen Kombinationsmöglichkeiten, es geht zu wie auf einem Verschiebebahnhof für Begriffe. Eine solche Begriffsarbeit, die sich zu Recht als „wissenschaftliche Prosa“ bezeichnet, ist Arbeit an einem Kunstwerk. Sie steht bildender Kunst näher als analytischer Wissenschaft, ist Joseph Beuys verwandter als den nüchternen Bemühungen einer mathematisierenden Analyse sozialer Netzwerke. Theoriebildung wird derart zum Kompositionsunternehmen, zum Gesamtkunstwerk.

Wer das Buch als ein solches Kunstwerk liest, wird an dem neu-alten Luhmann, an seiner Selbststilisierung, seiner tüftelnden Lust an der Begriffsarbeit mit ihren vielfältigen Arabesken und an seiner Literatur-Freibleistung helles Entzücken haben.

Die Luhmann-Gemeinde, die sich selbst für das „Kastalien“ aus dem Roman „Das Glasperlenspiel“ von Hermann Hesse halten mag, steht jedem offen, der sich der Lektüre-Arbeit an den Schriften des Spielmeisters aus Bielefeld unterwirft. Und wie man sieht, auch die internationale Wissenschaftsgemeinschaft begrüßt die Angebote der Deutschen mit Begeisterung: Habermas und Luhmann als die System-Spezialisten, als die derzeit prominentesten Repräsentanten des „teutonischen“ Wissenschaftsstils (Johan Galtung).

Wer aber bedenkt, daß Hesses literarische Vision einer Synthese von Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften und Kunst, einer „Universalwissenschaft“ in einer universellen geistigen Gemeinschaft und Elite, im Zeitraum 1932 bis 1942 geschrieben wurde, in einer Zeit also, in der die gesellschaftliche Wirklichkeit von barbarischer (Un-)Menschlichkeit bestimmt wurde, wird den Zulauf zum systemtheoretischen Begriffsspiel mit Sorge verfolgen.

Aber, vielleicht sorgt sich ja der Meister selbst? Warum sonst hätte er geschrieben: „So wird die Soziologie zur Krankheit der Gesellschaft und die Gesellschaft zur Krankheit der Soziologie“?

BÜCHER

Ins Ordinäre

Heinz G. Konsalik, Weltauflage 65 Millionen Bücher in 22 Sprachen, hat seinen hundertsten Roman veröffentlicht.

Sein Verlag, Hestia, der wirklich sein Verlag ist, hat ausgerechnet, was Kosaliks Erfolg bedeutet: „Jede 10. Sekunde – ob am Tag oder in der Nacht – erwirbt irgendwo auf der Welt jemand ein Kosalik-Buch. Jährlich werden rund um den Erdball mindestens 3,2 Millionen Kosalik-Romane verkauft.“

Den Zugang zu diesem gewaltigen Œuvre, für das er im nächsten Jahr eine bedrohliche zehnbändige Dünndruckausgabe plant, versucht Kosalik mit Einlese-Tips für Novizen zu erleichtern:



Autor Kosalik
Kraft des Saugens

Einem Mann empfiehlt er, „Ein Kreuz in Sibirien“ zu lesen, Frauen schreibt er „Eine glückliche Ehe“ vor, und Jugendlichen gibt er „Zum Nachtschlafen wilde Früchte“.

Nach allen, die den Einstieg in die Kosaliksche Subkultur geschafft haben, streckt er jetzt „Die strahlenden Hände“ aus, seinen hundertsten Roman*.

Am kruden „Schicksal einer Wunderheilerin aus dem Münsterland“, wo die Natur noch „bis in die Häuser wächst“, beklagt er den Zustand der Heimatfront.

Corinna, „eine junge Frau von südrussischem Typus mit einem winzigen Schuß Asien“, hat ein Problem: Sie hat „lange, schmale Finger, deutlich zu lang für eine Frau“. Sie lebt im Städtchen Hellenbrand, und da fallen ihre „zehn Antennen, mit Fleisch und Haut überzogen. Blödsinn! Nicht Antennen . . . Sender“ natürlich auf.

* Heinz G. Kosalik: „Die strahlenden Hände“. Hestia Verlag, Bayreuth; 508 Seiten; 36 Mark.

Sie empfängt Krankheitssignale und sendet Heilungsimpulse und fertigt im Rahmen ihres vom Autor verordneten Schicksals von der „vereiterten Flöte“ bis zum Kolonkarzinom alles erfolgreich ab, womit die Schulmedizin nach Meinung Kosaliks Schwierigkeiten hat.

Während draußen „über den vier Reichen des Spargelbeetes der Mondschein wie ein silberner Deckel liegt“, liegt drinnen im Wohnzimmer die Mutter unter den heilenden Händen ihrer Tochter, die sich beim Heilen vorkommt, als „saugte ihr jemand das Rückenmark aus den Knochen“, weshalb sie zur Erholung auch schnell „an ihrer Zigarette saugt“. Schließlich muß sie ja bis zum Ende des Jubiläumsbandes durchhalten. Und mit ihr der Leser. Was für keinen leicht ist, denn neben der langweiligen oralen Lust des Autors an der regenerierenden Kraft des Saugens quält seine kindische Freude an den Mandeläugen und den geschlitzten Lippen seiner Protagonistin.

Wie Corinna, der man nach der publik gewordenen Heilung der Mutter als der „sibirischen Hexe“ übel mitspielt, fühlt auch Kosalik sich verfolgt. Nach einem Rundumschlag gegen die Presse („Einen Brückenkopf in Rußland zu halten, ist einfacher, als der Infamie eines deutschen Magazins zu widerstehen“) und das Fernsehen („ . . . das Fernsehen hat doch alles zur Sau gemacht. Damit müssen wir leben. Das ist Meinungsfreiheit“) stürmt Kosalik „fuchsteufelswild“ auf seiner Ideenflucht nach vorn. Den weißen Kittel triefend von „völlig gesundem Urin“, stolpert er immer wieder über den Stab des Askulap, sieht „eine ganze Reihe von abscheulichen Krankheiten, die schlimmste war Impotenz“, beschreibt als versierter Anatom die „Armkgel“ (?) und hält verzweifelt Ausschau, daß doch endlich „der Krebs die weiße Flagge zeigt“.

Er hat es satt, vorgeben zu müssen, seine medizinischen Kenntnisse durch „jahrelange Studien“ oder „durch Teilnahme an der vorderen Front: am OP-Tisch“ erworben zu haben. Nur selten noch kaschieren die „strahlenden Hände“ ihren Griff ins klinische Wörterbuch, aus dem sie wahllos exzerpieren. Sie wollen lieber zupacken, am liebsten ins andere Geschlecht.

So erzählt Kosalik, „den lockenden Knopf ihrer Brustwarze“ oder „das gewölbte kraushaarige Dreieck“ unklar vor Augen, wie „mich das Luder (anspringt)“, und belehrt Naive: „Sie glauben nicht, was Frauen gerade im Intimbereich verstecken können.“

Atemlos pumpt er seinen permanenten Casinowitz („Die Trockenheit, die Trockenheit, ist nicht das Beste für ein Weib“) in den monströsen Schwellkörper seiner Druckvorlage und wird dabei nur einmal nachdenklich: „Er riß sich zusammen, fühlte sich idiotisch und flüchtete gedanklich zur Abwehr ins Ordinäre. Das sind Titten, was? . . . und er wunderte sich selbst über diese nie mehr erwartete, kraftvolle Erektion.“